

Albert van den Heuvel Konfessionelle Momente in der Stellung zur Welt

1. Wende der Kirche zur Welt

Grundlegend für alle theologischen Diskussionen unserer Zeit ist das Suchen nach der rechten Beziehung der Kirche zur übrigen Welt. *Gaudium et Spes* war ein Symbol großer Freude und noch größerer Hoffnung. Bei seiner Einführung von *Lumen Gentium* während der dritten Sitzungsperiode des Zweiten Vatikanums erklärte Kardinal Centro: «Kein anderes Dokument hat soviel Interesse gefunden und so viele Hoffnungen geweckt.»¹ In der Geschichte der Erneuerung der römisch-katholischen Kirche bedeutete es einen Wendepunkt; von diesem Punkt an gestaltet sich der Weg, den die Kirche durch die Geschichte nimmt, vollkommen anders. Auf der vierten Versammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen stand dasselbe Thema im Mittelpunkt,² aber es stellte keinen solchen Wendepunkt dar. Innerhalb der ökumenischen Bewegung ist die Frage nach der Stellung der Kirche in der Welt seit 1948 ständig Hauptanliegen der Gliedkirchen des Ökumenischen Rates gewesen, das heißt seit dem Jahre, in dem sich die Bewegungen für «Praktisches Christentum» und für «Glaube und Kirchenverfassung» zusammengeschlossen haben. Dabei vermählten sich die Anliegen der sozialen Tätigkeit und des Zeugnisses im politischen Raum mit dem Suchen nach den Wegen zu einer Wiederherstellung der christlichen Einheit. Diese Vermählung geschah nicht ohne vorherige gründliche Überlegungen und nicht ohne auf Kritik zu stoßen.³ Schon im 19. Jahrhundert und mehr noch in den ersten fünf Jahrzehnten des 20. wurde die Frage nach dem Verhältnis zwischen Welt und Kirche gestellt. Die Laienbewegungen, die Ahnen des Ökumenischen Rates, bauten auf einer Verbindung von starken sozialen Engagements und einem Element tief persönlichen Glaubens auf.⁴ Die moderne missionarische Bewegung wurde dadurch ermöglicht, daß einige wenige Pioniere entdeckten, wie sehr eine gespaltene Kirche ihrer eigenen Sendung widerspricht. «Praktisches Christentum» mag von

recht naiv klingenden Voraussetzungen ausgegangen sein («Die Welt ist zu stark für eine gespaltene Kirche» und «Praktischer Dienst schafft Einheit, Lehre schafft Spaltung»). Doch dürfen wir nicht vergessen, daß dieselben Menschen, die an der Spitze von «Praktisches Christentum» standen, auch in «Glauben und Kirchenverfassung» tätig waren – und umgekehrt. Der Grund ist sehr einfach: Das Suchen nach organischer Einheit in der Kirche ist zum Scheitern verurteilt, wenn nicht ein Suchen nach Einheit im proexistentiellen Bereich vorhanden ist. Außerdem laufen gemeinsames Zeugnis und Dienen Gefahr, Oberflächlichkeit und Synkretismus hervorzubringen, wenn sie es versäumen, den Kontext und den Grund für theologische Tätigkeit zu schaffen. Die moderne ökumenische Bewegung wurde möglich durch die gegenseitige Durchdringung dieser drei wichtigen Elemente: Einheit, Zeugnis und Dienst.

Seit der Gründung des Ökumenischen Rates der Kirchen hat die doppelte Betonung von praktischem Christentum und Glauben und Kirchenverfassung die Möglichkeiten für einen neuen Weg christlichen Lebens und einen neuen Weg christlichen Denkens eröffnet. Dieser Vorgang erfuhr eine beträchtliche Steigerung und Vertiefung, als die römisch-katholische Kirche ihre frühere Furcht vor Synkretismus und Relativismus überwand und sich schließlich der ökumenischen Bewegung anschloß. Seit Anfang der sechziger Jahre haben die gegenseitige Durchdringung im Bereich des Denkens und die Zusammenarbeit von Wissenschaftlern, Leitern von Experimenten und sogar einer Anzahl von Kirchenführern die Szenerie im zwischenkirchlichen Bereich grundlegend gewandelt. Erst die kommenden Generationen werden die revolutionären Änderungen des letzten Jahrzehnts richtig und in ihrem vollen Umfang ermessen können. In diesem Artikel fehlt der Platz, die Ursprünge für diese Änderung sorgfältig nachzuzeichnen. Wir alle kennen die wichtigsten Komponenten: das Sinken der Macht der Kirche im politischen und sozialen Leben, verbunden mit der damit in Verbindung stehenden hoffnungsvollen theologischen Entdeckung der dienenden Kirche; die Emanzipation der Völker und Einzelmenschen, aus der eine große Verschiedenheit des Ausdruckes und der Überzeugung entstand; die rasche Entwicklung der Industriegesellschaft zu einer kybernetischen Gesellschaft mit ihrer Bedrohung durch einen wissenschaftlichen Determinismus; die langsamen, aber soliden Entwicklungen der historischen Wissenschaften und ihr Einfluß auf

die Autorität von Schrift und Tradition; die Wandlung von einer mehr statischen Gesellschaft zu einer Gesellschaft sozialer Mobilität, in der die Zugehörigkeit zu einer fest umrissenen Gemeinschaft nur noch das Schicksal (oder die Chance) einer kleinen Minderheit ist. Die Liste ließe sich un schwer verlängern. Die Kirche, die inmitten dieser Änderungen steht, denen sie durch ihre Institutionen Widerstand leistet, während sie sie zugleich durch ihre Verkündigung fördert, hat sich ebenfalls beträchtlich gewandelt. Die Literatur der letzten zehn bis fünfzehn Jahre bestätigt diese Wandlung. Die ökumenische Bewegung ist zugleich Ergebnis davon und Reaktion darauf. Sie ist Darstellung der von den Christen verspürten Notwendigkeit, eng zusammenzustehen, einander zu ermutigen und zu stärken, und zugleich Befreiung christlicher Männer und Frauen von Fesseln, Hindernissen und Glaubensvorstellungen, von denen wir heute entdecken, daß sie dem Kern des christlichen Glaubens völlig fremd, ja oft sogar schädlich sind. Doch haben wir auch entdeckt, daß die Hindernisse ungeheuer groß sind, vor allem diejenigen, die aus Angst und Abwehrreaktionen entstehen. Der Leser vieler Werke der sogenannten Erneuerungstheologie der letzten Jahre und der Protestliteratur in der christlichen Gemeinde, muß sich diese Zusammenhänge und Gegebenheiten vor Augen halten. Die Entdeckung der Kirche als Dienerin der Welt, die eine Gemeinschaft der Verfügbarkeit und Proexistenz ist, geschah in einem institutionellen Gefüge, in dem autoritäres Verhalten, übermäßiger Reichtum, Selbstgefälligkeit und Kollektivegoismus immer noch die Konturen der Gemeinschaften bestimmen, die der Außenstehende sieht. Kein «Fremdling in Jerusalem» erkennt eine dienende Gemeinde, wenn er auf die christliche Kirche schaut. Was er sieht, ist ein in Reichtum schwimmendes, ideologisch anmaßendes Gebilde, in dessen Gesamtgefüge eine kleine Gruppe von Führenden und Gefolgsleuten offenbar ein neues Licht gesehen hat, für dessen Entdeckung sie in den eigenen Reihen teuer zahlen muß. Viele von den Angehörigen dieser Gruppe sind voll Bitterkeit und sprechen eine Sprache, die eigentlich nicht mehr zur christlichen Gemeinde paßt. Doch das ist keineswegs verwunderlich. Bis wir Institutionen gefunden haben, die unsere Freiheit stärken, anstatt sie zu unterdrücken, wird ein beträchtlicher Teil unserer besten Leute allen Institutionen voll Vorbehalten und Argwohn gegenüberstehen. Wenn viele von ihnen schon von einer nachökumenischen Periode sprechen, so höre und

lese ich aus ihren Worten mehr ein Eintreten für Freiheit und echte Ökumenizität als einen massiven Angriff auf das, was in der ökumenischen Bewegung geschieht. Während der letzten Versammlung des Ökumenischen Rates in Uppsala ist fast allen Anwesenden aufgefallen, daß sich die gesamte Kritik, die an der Versammlung geübt wurde, auf ihre Strukturen, ihre Repräsentationsformen und ihre Arbeitsmethoden richtete. Über den Inhalt des Programmes bestand keine Uneinigkeit.

2. Theologische Verwalterschaft

Eins der verwirrendsten Elemente heutzutage bildet die innere Diskussion zwischen einer traditionsgebundenen Theologie, die definieren und abgrenzen möchte, und einer ökumenischen Theologie, die teleologisch ist, das heißt ein Ziel für die Kirchen setzt. Eine Kirche, die sich selbst als *auf dem Weg* befindlich erkannt hat, wird sich notwendig stärker auf die Zukunft als auf die Vergangenheit konzentrieren. Während in der Schrift Vergangenheit und Zukunft in Gottes Treue ausgesöhnt sind, fällt es uns heute schwer, unser eigenes Zeugnis von Gottes Handeln in unseren Traditionen und seinen Ruf zu seinem kommenden Reich miteinander in Einklang zu bringen.

In dieser Situation konnten wir in den letztvergangenen Jahren eine neue Betonung des gemeinsam geleisteten Dienstes der Kirchen für die Welt erleben. Doch auch das ist weiter nicht verwunderlich: Ein Verlust politischer Macht traf zusammen mit einem theologischen Sieg derer, die nach Jahrhunderten, in denen sie eine schwache Minderheit waren, nun den Standpunkt geltend machen, daß die wahre Rolle der Kirche in der Welt dienender Art ist. Dazu kam die Erfahrung des 19. Jahrhunderts, daß bei Streitigkeiten das Dienen eine außerordentliche, heilende Kraft besitzt. Im 20. Jahrhundert traf diese Erfahrung der einigenden Kraft des Dienens mit der konzeptuellen Krise des christlichen Glaubens zusammen. Einfacher gesagt: Der gemeinsame Dienst wurde stärker, die Sicherheit in der Lehre schwächer. Auf der ersten Weltkonferenz für «Praktisches Christentum» im Jahre 1925 führte dies zu der naiven Erwartung, eine gemeinsame Aktivität auf sozialem und politischem Gebiet könne an die Stelle einer Einigung in der Lehre treten. Heute nach 40 Jahren theologischem Ökumenismus wissen wir, daß das nicht so einfach ist. Wir haben erfahren, daß gemeinsames Leben, gemeinsames Studieren, gemeinsames Dienen, gemeinsames Zeugnis und gemein-

sames Gebet einander derart durchdringen, daß sich nicht allein ein neues Klima in den gegenseitigen Beziehungen durchsetzt, sondern daß sich auch der theologische Ökumenismus in eine ökumenische Form, Theologie zu treiben, wandelt. Stärker als in der früheren explikativen Theologie wachsen wir heute in eine Haltung gemeinsamen theologischen Fragens hinein. Ohne ihre Identität oder die Einzigartigkeit ihres Beitrages einzubüßen, verliert die Theologie die Unabhängigkeit, die sie angenommen hatte. Anstatt im Zusammenhang lehramtlicher Verkündigungen von Wahrheiten aufzutreten, wird sie nun Gefährtin aller anderen Bemühungen des Forschens nach zuverlässiger Wahrheit. In einem Zeitalter, in dem Wissenschaftler, Politiker und Wirtschaftsführer sich mit neuen Fragen zu befassen haben, die alle zu den Grundelementen unserer Gesellschaften und Einzelpersonlichkeiten in Beziehung stehen, legt auch die Theologie ihre Professorenrobe ab und nimmt eine dienende Rolle an, beteiligt sich an der Diskussion, ja stellt öfters Fragen als sie Antworten gibt. Das ist keine einfache Änderung. In Kreisen des Ökumenischen Rates beklagt man sich immer wieder, daß die Theologen scheinbar den Mut verloren haben. Sowohl bei der Weltkonferenz über Kirche und Gesellschaft im Jahre 1960 als auch bei der Vierten Vollversammlung des Ökumenischen Rates waren Theologen als aktive Teilnehmer anwesend, aber sie beherrschten die Konferenz nicht. Die ältere Generation mag sich darüber beunruhigen; aber eine wachsende Zahl von Christen begrüßt diese neue Demut begeistert. Der theologische Ökumenismus ist auf dem besten Wege, eine neue Rolle zu finden; die letzten Spuren der vergleichenden Theologie verschwinden. Nun ist eine kluge theologische Verwalterschaft notwendig, die aus einem tiefen Wissen um die Tradition ihren Beitrag zu dem liefert, was in den gegenwärtigen Diskussionen der Menschheit, in der Welt und in dem Teil der Welt, den die Kirche bildet, wirksam und nützlich ist. Eins ist bereits in ganz realer Weise geschehen: Der theologische Ökumenismus hat seine Isolierung überwunden. Und das kann nur von Vorteil sein. Bei diesem Abenteuer der Theologie sind eine Anzahl Sackgassen entdeckt worden. Verschiedene Versuche, die Wahrheit des Evangeliums neu zu formulieren, sind sehr schnell als nutzlos und als interessante, aber unbrauchbare Wege erkannt worden. Im allgemeinen werden sie ziemlich bald als solche erkannt.⁵ Andere aber scheinen nützlich und helfen unserer Generation, mit intellektueller Integrität

für die bleibenden Mysterien des Glaubens Zeugnis zu geben.⁶

3. Spezifische Betrachtungsweisen

Was geschieht bei all dem mit den konfessionellen Momenten der Theologie? Sagen wir es gleich: Sie sind sicherlich nicht tot. Die meisten konfessionellen Systeme zur begrifflichen Fassung des christlichen Glaubens sind zu grundlegend und lebendig, um leicht zu sterben. Bei den großen theologischen Diskussionen unserer Tage spielen sie immer noch eine wichtige Rolle. Denn Bekenntnisse sind nicht allein Lehrvereinbarungen, Zurückweisungen von Lehrabweichungen oder Dokumente der Verteidigung der kirchlichen Identität, sie sind zuerst und zunächst Ausdrücke des wirklichen Lebens der Gemeinschaft. Sie sind Ergebnisse der konkreten Form der Beziehungen einer Gemeinde zur Geschichte einer Nation und ihrer Kultur. Sie sind Grundlage für den Gottesdienst dieser Gemeinde und Art und Form ihres traditionellen Geschichtsverständnisses. So sind sie zu einem Ausdruck des Ethos geworden, das für ein Bekenntnis in seinem Zeugnis der es umgebenden menschlichen Gesellschaft gegenüber richtungweisend ist. In dieser Eigenschaft sind sie immer noch verantwortlich für die deutlich erkennbaren Richtungen, in der eine Bekenntnisgemeinschaft sich heute bewegt. Jede Bekenntnisfamilie zeigt daher ihre spezifische Betrachtungsweise den Fragen unserer Zeit gegenüber. Es ist also nicht überraschend, daß die reformierte Tradition in der theologischen Diskussion über die Umgestaltung der Gesellschaft das Wort führt. Ebensovienig verwunderlich ist es, daß die lutherische Idee von den beiden Reichen weiterhin die Geister bewegt. In der römisch-katholischen und anglikanischen Theologie ist die Strömung der natürlichen Theologie noch sehr stark und wird immer neu formuliert, entsprechend den Bedürfnissen des Tages. Neu und hoffnungsvoll an unserer heutigen Situation aber ist, daß Bekenntnis und Denomination nicht mehr notwendig Angriff und Feindschaft gegen alle anderen bedeutet. Wir alle wissen, daß die neuen Gefahren der Spaltung und die neuen Elemente der Einheit über alle Bekenntnisgrenzen hinweg gehen. Aber die bekenntnismäßige Theologie tut dies auch. Eine immer größere Anzahl katholischer Christen hat die elementare Wahrheit der *ecclesia semper reformanda* entdeckt. Eine immer größer werdende Zahl von Theologen aus der Tradition der Reformation

orientiert sich in Richtung auf ein episkopales Verständnis des Amtes. Kollegialität und Betonung der Interdependenz mehr oder weniger unabhängiger Orts- oder Nationalkirchen sind nicht mehr ausschließliches Gut der kongregationalistischen Tradition. Diese Feststellung leugnet nicht den lebenswichtigen Beitrag der traditionellen Konfessionen, rückt ihn aber in einen neuen Zusammenhang, der auf die einen verwirrend, für die anderen befreiend wirkt. Hätte die ökumenische Bewegung jedoch nicht wenigstens diese neue Situation geschaffen, so hätte sie elend versagt. In all unseren Konfessionen gehört die Isolierung der Vergangenheit an, und mit ihr zusammen hat die Tendenz zur Uniformität ihren Höhepunkt hinter sich. Wir leben in einer Übergangszeit. Das gilt für die Kirche ebenso wie für die Gesellschaft im Großen. Wir bewegen uns auf eine Periode des Pluralismus zu, in der Ideen und Werte eines besonderen Erbes Besitz aller werden. Das erfordert eine neue Ordnung des Gemeinschaftslebens, mit der wir bisher erst wenig Erfahrung haben. Manche möchten laut verkünden, wir hätten diese pluralistische Gesellschaft und diese pluralistische Gemeinschaft des Glaubens schon erreicht. Aber auch hier sollten wir vorsichtig sein und nicht zu schnell verallgemeinern. Die vielen Elemente des Pluralismus können um uns herum und in uns selbst bereits sichtbar werden, aber sie sind noch nicht assimiliert. Die Kontestationsbewegungen auf unseren Universitäten, die heftigen Kämpfe um die wirtschaftliche Unabhängigkeit der Entwicklungsländer und nicht zuletzt die Kritikbewegungen in den Kirchen selbst bezeugen dies. Zugleich – und das möchten wir sehr betonen – basiert die große Mehrheit dieser Bewegungen auf einer tiefen Loyalität den kritisierten Institutionen gegenüber. Das kennzeichnet in sich schon unsere Zeit als Übergangszeit, in der ein augenblicklicher Kampf um die eigentümlichen Strukturen unseres menschlichen Bemühens entbrannt ist.

4. Die Wahrheit der anderen annehmen!

Wir leben in einer Periode der Kirchengeschichte, in der unterscheidende Bekenntnisse zum Besitz aller werden und ihre eigene neue Rolle spielen. Das bedeutet natürlich eine aufeinander Bezug nehmende Bewegung der Richtigstellung im Ganzen der Kirche. Es ist nicht mehr möglich – wie es eigentlich nie möglich gewesen sein sollte –, ein christliches Bekenntnis als ausschließlichen Besitz einer einzigen Bekenntnisfamilie zu betrachten.

Ein Bekenntnis tendiert seinem eigentlichen Wesen nach dahin, die Kirche in ihrer Gesamtheit zu engagieren. So beginnt nun eine neue Diskussion, in der «Außenstehende» sich allen Ernstes mit «unserem» Bekenntnis auseinandersetzen. Solche Diskussionen bleiben natürlich nicht frei von emotionalen Elementen, denn sie rühren an die Fundamente unserer Gemeinschaften. In der ökumenischen Bewegung beginnt der eigentliche Kampf um die Wahrheit erst dann, wenn wir den Schritt vom ersten Stadium des Vergleiches auf dem Weg über das zweite Stadium gegenseitiger, partieller Würdigung zum dritten Stadium des Versuches einer Aneignung getan haben, bei dem wir beginnen, die Wahrheit der anderen für uns selbst gelten zu lassen. In dieses letzte Stadium sind wir jetzt eingetreten. Es ist das Stadium, in dem die neu erwachsende Gemeinschaft ihre eigenen Bekenntnisse formt. Es ist auch das Stadium, in dem wir vom Dialog zwischen getrennten Partnern zur Gemeinschaft übergehen, das heißt: zum Dialog innerhalb der einen ökumenischen Bewegung. Dieser inhaltsschwere Ausdruck von der einen ökumenischen Bewegung, der geprägt wurde von der gemeinsamen Arbeitsgruppe der römisch-katholischen Kirche und des Ökumenischen Rates der Kirchen,⁷ besagt, daß die ökumenische Bewegung bereits mehr ist als ein Platz der Begegnung. Sie ist der realste Ausdruck der Einheit, die wir haben. Natürlich ist diese Einheit noch sehr unvollkommen und befindet sich in einem noch stark gefährdeten Versuchsstadium. Aber sie ist Bewegung in Richtung auf die volle *σύμνωια* – um ein Wort Basilius' des Großen zu gebrauchen.⁸ Das neue Maß der Einheit, das wir gefunden haben, ist unvollkommen, aber das war unsere konfessionelle Einheit ebenfalls. In beiden Fällen ist unsere Einheit nur teilweise. Daher werden unsere Kirchen um ihrer eigenen bekenntnismäßigen Wahrheit willen zu einer weiteren Gemeinsamkeit getrieben, in der sie notwendig in Auseinandersetzung mit unseren widerstreitenden konfessionellen Bindungen geraten müssen. Wie kann das geschehen? Zwei Methoden werden heute versucht. Die erste erfordert absolute Loyalität zu den Bekenntnissen der jeweiligen historischen Gemeinschaft: eine gefährliche Forderung. Sie treibt manche zu fast unannehmbaren akrobatischen Kunststücken der Neuinterpretation des Bekenntnisses, um damit leben zu können. Andere finden sich damit ab, in einer Bewußtseinsspaltung zu leben und beten um bessere Zeiten. Wieder andere geben auf und desertieren. Die zweite Methode besteht in einer kon-

sequenter Entwicklung der Idee einer Hierarchie der Wahrheiten,⁹ in der die zentralen Elemente des christlichen Glaubens die gemeinsame Basis darstellen, auf der die Diskussion um die übrigen aufgenommen wird. Mir scheint, heute haben die meisten Theologen diese Methode anerkannt und sind sich nur nicht einig über den Umfang der gemeinsamen Basis: Die einen halten sie für größer als die anderen. Vergegenwärtigen wir uns, daß in der Tradition des Ostens die Theologie immer als freie Disziplin auf der Grundlage der Anerkennung der ersten ökumenischen Konzile der Kirche angesehen worden ist. In der *κωνωνία* des Ökumenischen Rates hat die Basisformel eine vergleichbare Rolle gespielt;¹⁰ doch setzt schon die Annahme einer Basis die Idee einer Hierarchie der Wahrheiten voraus. Wir haben die historische Evidenz dafür, daß das gleiche für eine dynamische Idee von der Einheit gilt. Andernfalls können wir nicht mehr tun, als die Vorbereitungen für ein großes in ungewisser Zukunft liegendes Ereignis treffen, in dem plötzlich und unvermittelt die Mauern zwischen den bekenntnismäßig geschiedenen Gemeinschaften einstürzen. Doch ist das eine sehr unwahrscheinliche Erwartung. Ja sie erscheint uns nicht einmal als besonders wünschenswerte Perspektive. Die Einheit kommt nicht durch einen explosiven Vorgang oder durch eine Kapitulation: Sie ist ein Wachstumsvorgang auf der Grundlage inneren Umdenkens.

Bekenntnisunterschiede können im Verhältnis der Kirche zur übrigen Welt ein positiver Faktor für das Leben des ganzen Volkes Gottes sein. Sie machen die Vielfalt der möglichen Ausdrücke des einen Mysteriums von Gottes Umgang mit den Menschen sichtbar. Ist die Berechtigung dieser Vielfalt und Verschiedenheit anerkannt, so können wir beginnen, ihre Komplementarität neu zu durchdenken. Diese Komplementarität kann nur im Dialog erfaßt werden, das heißt in einer ernsthaften Auseinandersetzung mit den Werten und

Irrtümern der historischen Ausdrücke christlichen Glaubens. – Wird das ein Vorgang sein, der lange Zeit in Anspruch nimmt, oder werden wir entdecken, daß eine Anzahl gegenseitiger historischer Verdammungsurteile ganz einfach ihre Kraft verlieren und sich als überholt erweisen, sobald wir die Grundelemente der Gemeinschaft wiederherstellen? Mir scheint, die letzten zehn Jahre haben diese letztere Entwicklung einigermaßen deutlich werden lassen.

Viele bekenntnismäßige Unterschiede haben eine ziemlich einfache Erklärung: Sie sind das Ergebnis des Kampfes einer besonderen christlichen Gemeinde in einem besonderen historischen Augenblick und in einer besonderen eigentümlichen Situation. Verstanden in ihrem ursprünglichen Zusammenhang verlieren sie ihren exklusiven und vielleicht sogar sektiererischen Charakter. Die Bekenntnisdokumente der Reformationszeit sind gleichzeitig Dokumente eines Protestes. In dem Umfang aber, in dem sie dies sind, sind sie bestimmt durch die Phänomene, gegen die sie protestieren. Wenn diese Phänomene sich ändern, wird der Protest gegenstandslos. Aber nicht seine Existenz: Er muß neu formuliert werden, um weiterhin seinen Dienst zu leisten als Warnung, als Mahnung und annehmbarer Ausdruck des Glaubens. Seine tiefste Absicht, die immer in seinem Ausdruck der Loyalität zum apostolischen Glauben *als Ganzem* besteht, muß im Kollektivgedächtnis der erneuerten Gemeinschaft lebendig gehalten werden.

Ob bekenntnismäßige Unterschiede bereichernd oder trennend wirken, hängt daher von der Qualität der Gemeinschaft ab. Wenn keine Schritte in Richtung auf diese Gemeinschaft unternommen werden, kann der Widerstreit zwischen den Bekenntnissen nicht in eine fruchtbare Spannung umgewandelt werden, und sie bleiben negativ. Wird die Gemeinschaft erneuert, tritt eine positive Spannung an die Stelle des destruktiven Konfliktes.

¹ Xavier Rynne, *The Third Session* (London 1964) 117.

² Siehe Norman Goodall, *The Uppsala Report* (Genf 1968) XVII.

³ Neill and Rouse, *The History of the Ecumenical Movement* (London 1954) Kap. 16.

⁴ Neill and Rouse, aaO. Kap. 17.

⁵ Zum Beispiel die Diskussion über die Tod-Gottes-Theologie. Siehe Kenneth Hamilton, *God is Dead, the anatomy of a slogan* (Grand Rapids 1966). Ders. *Revolt against Heaven* (Grand Rapids 1968) und die in beiden Büchern angegebene Literatur.

⁶ Zum Beispiel die Theologie der Hoffnung, die so geschickt begonnen worden ist von J. Moltmann, *Theologie der Hoffnung* (München 1968).

⁷ Siehe den zweiten Bericht der Gemeinsamen Arbeitsgruppe, *Ecumenical Review* (Oktober 1967).

⁸ Dr. Eugene Carson Blake gebrauchte diese Worte in seiner Begrüßungsbotschaft an Papst Paul bei dessen Besuch in Genf im Juni 1969: «Wir sind so kühn, unsere Gemeinschaft mit einem Wort zu charakterisieren, das der große, heilige Lehrer des Ostens, Basilus der Große, gebraucht hat: *σθμνωσία*, in einem Geist zusammensein. Das mag überheblich klingen, wenn wir bedenken, wie wenig wir vermocht haben, unsere Meinungsverschiedenheiten beizulegen, unsere Trennungen zu heilen, ja auch nur in vollem Sinne die Wahrheit des Evangeliums zu verstehen. Aber unsere Erfahrung der Gegenwart Christi in neuen und unerwarteten Formen hat uns in einem Geist zusammengebracht. Hier finden wir, uns gegenseitig ermutigend und zurechtweisend, neue Wege, unter seiner Herrschaft zu leben.»

⁹ Vgl. *De Oecumenismo*, Nr. 11.

¹⁰ Die Basisformel des Ökumenischen Rates der Kirche lautet: «Der Ökumenische Rat der Kirchen ist eine Gemeinschaft von Kirchen, die den Herrn Jesus Christus gemäß der Heiligen Schrift als Gott und Heiland bekennen und darum gemeinsam zu erfüllen trachten, wozu sie berufen sind, zur Ehre Gottes, des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes.»

Manche sind der Meinung, die Einheitsformel von Neu-Delhi sollte erweitert werden um eine Aussage über das Ziel der Basis. Beide Formeln haben bekennnismäßige Obertöne, ohne Bekenntnisse des Glaubens im formellen Sinne des Wortes zu sein. Die Formel von Neu-Delhi lautet:

«Wir glauben, daß die Einheit, die sowohl Gottes Wille als auch sein Geschenk an seine Kirche ist, sichtbar gemacht wird, wenn allerorten alle, die auf Jesus Christus getauft sind und ihn als Herrn und Erlöser bekennen, durch den Heiligen Geist zu einer vollen Gemeinschaft gebracht werden, die den einen apostolischen Glauben fest-

hält, das eine Evangelium verkündet, das eine Brot bricht, in gemeinsamem Gebet verbunden ist und ein Gemeinschaftsleben führt, das in Zeugnis und Dienst alle umfaßt, die zur gleichen Zeit mit der gesamten christlichen Gemeinschaft aller Orte und aller Zeiten vereint sind, derart daß Amt und Mitgliedschaft von allen anerkannt werden und daß alle gemeinsam handeln und sprechen können, wie es die Umstände für die Erfüllung der Aufgaben, zu denen Gott sein Volk ruft, verlangen.»

Übersetzt von Karlhermann Bergner

ALBERT VAN DEN HEUVEL

geboren am 24. März 1932 in den Niederlanden, Mitglied der niederländischen reformierten Kirche. Er leitet die Abteilung Kommunikation im Sekretariat des Ökumenischen Rates der Kirchen in Genf.

Jos Lescauwact Konfessionelle Momente in der Liturgie

Die Geschichte des abendländischen Christentums wird von Bekenntnisproblemen akzentuiert. Unter Bekenntnis verstehen wir dabei vor allem die ausschließlich verstandesmäßige Formulierung unserer Glaubensüberzeugung, der zumal die dogmatische Theologie ihr Gepräge gibt. Daß wir gerade das unter Bekenntnis verstehen – und es auch pluralisch gebrauchen, während «Glaube» keine Mehrzahl verträgt – ist für die westliche Glaubenserfahrung an sich schon bezeichnend, die den Inhalt unserer Glaubensakte fast ein selbständiges Dasein führen läßt. Das Schisma zwischen Ost und West hat man nachher vornehmlich mit dogmatischen Differenzpunkten gerechtfertigt, und der vielfache Bruch im Westen wurde zum Anlaß ebensovieler Bekenntnisse. Die ökumenischen Dialoge kommen nicht über die «Konfessionskunde» hinaus, und immer ist das Dogma die Bruchstelle. Auch in jeder einzelnen Kirche kennt man nur allzu gut den Streit um das rechte Bekenntnis zwischen Orthodoxen und Liberalen, Konservativen und Neuerern, Fundamentalisten und Existentialisten. Die Bekenntnisse der letzten fünf Jahrhunderte sind stark darum bemüht, den Glauben gegen Irrtümer außerhalb und innerhalb der Kirchen abzuschirmen, die Handbücher verarbeiten eine Menge Kontroverstheologie, und die Katechismen konzentrieren sich auf die dog-

matische Einführung in das christliche Leben, wobei die Apologetik oft den Ton bestimmt. Wir werden uns heute klar, in welche Not uns unsre rationalen Bekenntnisse bringen, sowohl in der eigenen Kirche und in der Kirchenfamilie wie auch gegenüber der modernen Welt. Um zu größerer Klarheit zu kommen, wenden wir uns in dieser Lage wie von selbst dem Ursprung unsres Bekennens zu.

1. Lobpreisendes Bekenntnis

Es hat seine Gründe, daß das neutestamentliche Wort *homologeïn*, wie auch seine Vulgataübersetzung *confiteri*, sowohl Glaubensbekenntnis und Schuldbekenntnis wie Lobpreis bedeutet.¹ Mehrere Glaubensbekenntnisse im Neuen Testament haben die Gestalt einer Hymne (Eph 1,3–14; Phil 2,6–11; Kol 1,15–20), die ältesten kirchlichen Bekenntnisse sind innerhalb der Tauf liturgie entstanden, und unser gegen die arianische Irrlehre ausgearbeitetes «Credo» wurde schon im 5. Jahrhundert in die Eucharistiefeier des Ostens aufgenommen. Das Konzil von Toledo (589) führte das «Credo» auch in die Eucharistiefeier des Westens ein, mit der charakteristischen Begründung: «Damit die Herzen der Christen geläutert seien durch den Glauben, wenn sie vortreten, um den Leib und das Blut Christi zu empfangen.»²

In der liturgischen Zusammenkunft betrachtet die Kirche horchend Gottes wirkende Gegenwart bei den Menschen, und in diesem Tun wird sie selbst Kirche. Sie bekennt die historischen Heilswerke und Heilsworte in dem erwähnten dreifachen Sinn von *confessio*: Sie spricht ihren Glauben aus, ihre schuldhaften Verfehlungen und ihren Lobpreis. Sie wird dann selbst die gemeinsame